



Kaye
Dobbie

Die Spur des
Schicksals

Roman

Weltbild

Die Spur des Schicksals

Die Autorin

Kaye Dobbie schreibt schon seit ihrer Kindheit. Nachdem sie die Schule hinter sich gebracht hatte, veröffentlichte sie einige Kurzgeschichten in australischen Zeitschriften und trug auch zweimal den Sieg in nationalen Kurzgeschichten-Wettbewerben davon. Bevor sie sich endlich ganz dem Schreiben widmen konnte, arbeitete sie im Justizministerium in Brisbane und als Regierungsbeamte. Inzwischen hat sie zahlreiche erfolgreiche Romane unter verschiedenen Pseudonymen geschrieben. Bei Weltbild erschienen bereits ihre erfolgreichen Romane *Der Duft der roten Akazie*, *Glühende Tränen* und *Der Fluch von Colonsay*. Kaye Dobbie lebt mit ihrem Mann und ihren zwei Kindern in Bendigo, Australien.

Kaye Dobbie

Die Spur des Schicksals

Roman

Aus dem Englischen von
Claudia Krader

Weltbild

Die englische Originalausgabe erschien 2014 unter dem Titel *Colours of Gold* bei Harlequin MIRA, an imprint of Harlequin Enterprises (Aust) Pty Ltd., Australia

Besuchen Sie uns im Internet:

www.weltbild.de

Copyright der Originalausgabe © 2014 by Kaye Dobbie

Published by Arrangement with Kaye Dobbie

Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2015 by Weltbild GmbH & Co. KG,

Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Übersetzung: Claudia Krader

Projektleitung: usb bücherbüro, Friedberg/Bay

Umschlaggestaltung: www.buerosued.de

Umschlagmotiv: plainpicture, Hamburg (© Robert Harding);

Statue, Blumen: www.buerosued.de

Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in the EU

ISBN 978-3-95973-271-0

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Ausgabe an.

Für meine gälischen Vorfahren,
die von der Westküste Schottlands über Nova Scotia nach
Australien gekommen sind.

Danke dafür,
dass ihr mich zu dieser Geschichte inspiriert habt.

Und danke für Florence.

1

Annie

»Da unten ist es.«

Früher war das Haus eines der prächtigsten Hotels in Melbourne gewesen. *The Goldminer Hotel* war während des Goldrauschs in den 1880ern gebaut worden und damals un-
gemein beliebt. Vor langer Zeit hatte man es dann dem Verfall preisgegeben. Auf dem Grundstück sollte in Kürze ein Bürogebäude errichtet werden. So war das eben. Obwohl ich dieses Vorgehen weder mochte noch billigte, hatte ich mir angewöhnt, mich nicht mehr allzu sehr über den Verlust aufzuregen. Es ist heutzutage einfach so: Wir reißen unsere historischen Gebäude viel zu schnell ab, ohne dass einer den Mut aufbringt, dagegen einzuschreiten.

Hinter mir klopfte Clive an die bröckelnde Wand und fluchte. »Bist du sicher, dass das in Ordnung ist?«, fragte er und besah sich die durchhängende Zimmerdecke. »Wie du weißt, habe ich eine Frau und sechs Kinder.«

»Hast du nicht. Außerdem ist es vollkommen sicher«, entgegnete ich.

Wir gingen ein paar wacklige Stufen, die von neuen Holzplanken abgestützt wurden, hinunter in den Keller. Die Kellertür war ausgehängt worden. Durch die leere Türöffnung blickten wir in ein düsteres Labyrinth. Fehlte nur noch der Minotaurus!

Clive machte seine Taschenlampe an. Man sah einfach einen alten Keller. Staubkörnchen und Schimmelsporen

tanzten im dünnen Lichtstrahl. Der Boden war mit Schutt bedeckt. Es roch modrig. An den Wänden standen Holzkisten und Kartons. Dazwischen konnte ich Teppiche und Stoffe in verschiedenen Stadien des Verfalls erkennen. Ich folgte unserem Führer bis zu der Wand am anderen Ende des Raums. Dort starrte ich wie gebannt auf das, was vor mir stand.

Das Gemälde war ausgepackt und gegen ein paar Kisten gelehnt worden. Es wellte sich in seinem vergoldeten, reich verzierten Rahmen. Alter, Vernachlässigung und unsachgemäße Lagerung hatten deutliche Spuren hinterlassen. Das zwei Meter breite und einen Meter fünfzig hohe Bild bot einen ziemlich traurigen Anblick.

All das erfasste ich mit einem Blick, während ich mich fragte, ob meine Fertigkeiten für seine Rettung ausreichen würden. Gleichzeitig regten sich tief in mir Vorfreude und Aufregung über die Arbeit, die da auf mich zukam.

Ja, es war in der Tat ein Gemälde und gleichzeitig ein *trompe l'œil*, eine Illusion, eine Täuschung der Augen. Man wurde förmlich in das Bild hineingesaugt, ähnlich wie bei einem 3-D-Film.

Trompe l'œil war mein Spezialgebiet. Deswegen hatte mich Clive Cummings von der Historischen Gesellschaft Victorias angefordert. Um den Wert zu bestimmen. Um über seine Rettung zu entscheiden. Und um zu beurteilen, ob sich eine Rettung lohnte, ob ich es retten konnte.

Das Gemälde war verschmutzt und an verschiedenen Stellen schwer beschädigt. Doch als Clive den Strahl seiner Taschenlampe darüberwandern ließ, erkannte ich unzählige kleine Einzelszenen, sogenannte Vignetten. Ein Fluss mit

einem Raddampfer. Ein leeres Feld, auf dem Goldsucher schufteten. Ein Gebäude, bei dem ein rotes Stück Stoff aus dem Fenster hing. Ein Mann in einem karierten Mantel, der vor einem Tingeltangel stand.

Meine Aufmerksamkeit wurde von zwei Figuren im Vordergrund angezogen: zwei weibliche Gestalten, die sich an den Händen hielten. Eine davon sehr jung, fast noch ein Kind. Die andere eine erwachsene Frau mit goldblonden Locken. Sie standen vor einer kleinen Ausgabe des *Goldminer Hotel* zu seiner Glanzzeit und sahen mir direkt in die Augen.

Schau uns an, schienen sie mir sagen zu wollen. *Schau, was wir gemacht haben. Das sind wir.*

In diesem Augenblick wurde mir klar, dass ich das Gemälde retten und restaurieren würde. Außerdem wollte ich herausfinden, wer die beiden Mädchen waren und was sie mit dem Gebäude verband.

»Also, was jetzt?« Hinter mir drängte Clive ungeduldig auf eine Entscheidung.

Ich drehte mich um und lächelte ihn an. Er stöhnte leise.

»Bist du sicher?«, brummelte er und kratzte sich am Kopf.
»Wir werden es kaum die Stufen hoch bekommen, ohne dass es auseinanderfällt, Annie.«

»Wichtige Aufgaben sind nie einfach.«

»Und das ist eine wichtige Aufgabe?«

Ich wandte mich wieder dem Gemälde zu.

»Ja. Ich halte sie sogar für sehr wichtig.«

Das Mädchen, 1867

Sie versuchte ihre Augen zu öffnen, fühlte sich aber zu erschöpft dazu. Viel zu erschöpft. Sie hatte zu wenig Platz und bekam fast keine Luft. Außerdem war es heiß. Zwischen den Holzdauben, die sie umfingen, stand das Wasser fußhoch und schwappte umher. Modriges braunes Flusswasser. Ihre Schürze, Bluse und Strümpfe waren schon vollkommen durchweicht. Und das Wasser stieg.

Das Mädchen ging unter.

Als das bezeichnete sie sich: das Mädchen. So war sie immer gerufen worden. Mädchen, mach dies. Mädchen, tu das. Sie empfand sich als namenlos.

Die Erinnerungen kamen und gingen, wie Motten, die aus der Dunkelheit ins Licht strebten und wieder dort verschwanden. Wie einsame Lichtstrahlen in dunkler Nacht. Sie wusste, dass sie sterben sollte. Wer auch immer sie in dieses Fass gesteckt und in den Fluss geworfen hatte, wollte, dass sie spurlos verschwand. Er wollte nicht, dass das Mädchen überlebte.

Seltsam, dass sie überhaupt noch am Leben war.

Ihr Arm schmerzte. Sie hatte es geschafft, ihre Finger in den Spalt zwischen dem Rand des Fasses und dem Deckel zu zwängen. Dort steckten sie nun fest. So fest, dass sie sie nicht mehr spüren konnte. Die unnatürliche Streckung des Arms sorgte dafür, dass Muskeln und Sehnen zum Zerreißen gespannt waren.

Ein Gedanke huschte durch ihren Kopf. Ein Mann. Der lange, dunkle Mantel schlug ihm gegen die Beine, als er durch den Garten ging. Ein heftiger Wind wehte, die vertrockneten Stängel tanzten und drehten sich. Die Hühner rannten aufgeregt umher, suchten Schutz. Ein Mann zwang sie zu Boden. Sie spürte seinen heißen Atem im Gesicht, als ihr seine Hände die Luft aus den Lungen pressten und ihren Augen das Licht nahmen. Ein Mann hob ihren schlaffen Körper hoch und ließ sie mit seltsamer Sanftheit in das Fass gleiten. Dann schlug er mit seiner Faust auf den gesprungenen Deckel. Der entstandene Spalt ließ ihr Luft zum Atmen, erlaubte aber gleichzeitig das Eindringen von Wasser und weihte sie dem Untergang. Als er sie in den Fluss warf, kam sie kurz zu Bewusstsein und steckte ihre Hand in den Spalt. Eine Zeit lang war das Wasser nur in einem dünnen Rinnsal eingedrungen.

Sie sah ein Gesicht vor sich. Helle Haut, kohlschwarze Augen, ein Hauch von Pfefferminzgeruch. Ein weiteres Bild stieg auf und verwirrte sie. Derselbe Mann hatte ihr Pfefferminzbonbons gegeben. Und sie hatte über seine Späße gelacht.

Er ist ein guter Mann und kann nichts dafür, dass alles schiefgegangen ist. Eine Frauenstimme flüsterte in ihrem Kopf. Sie wollte sie erkennen, konnte es aber nicht. *Er ist ein guter Mann. Sein Schicksal hat ihn böse gemacht.*

Die Farben hatten ihr gezeigt, wie »gut« er wirklich war. Dunkle Schatten tanzten durcheinander. Die Farben waren da gewesen, seit sie denken konnte. Sie hatte geglaubt, außer ihr würde sie keiner sehen. Aber als sie älter wurde, stellte sie fest, dass der Mann mit den Pfefferminzbonbons sie auch

sah. Er kannte sich in ihrem Kopf genauso gut aus wie sie sich in seinem. Gehörten die dunklen Schatten zu ihm? War er der Mann mit dem harten Schicksal?

Sie hatte geschrien, nur halb bei Bewusstsein, als das Fass in den Fluss rollte. Jetzt drang mehr und mehr Wasser ein. Wenn das Fass sich drehte, sorgten ihre eingeklemmten Finger dafür, dass sie sich mitdrehte. Manchmal geriet ihr Gesicht dabei fast unter Wasser. Bald würde sie ertrinken.

Sie stellte das einfach fest, furchtlos, fast gefühllos. Irdische Belange zählten für sie nicht mehr. Die Sehnsucht nach ihrer Familie verblasste. Sie war bereit für den Schritt in eine Welt ohne Schmerz. Der Tod war nichts anderes als ein friedlicher Schlummer, hatte man ihr gesagt. Nach diesem Frieden sehnte sie sich.

Geräusche. Stimmen. Das entfernte Stampfen eines Flussdampfers. Vor langer Zeit war sie auf einem solchen Flussdampfer gefahren, zusammen mit vielen anderen Menschen. Es war sehr traurig gewesen. Die Erinnerung entschwand, bevor sie sie festhalten konnte. Wieder versank sie in der Dunkelheit, die von dem Mann mit dem Mantel und den Pfefferminzbonbons ausging.

Die Stimmen wurden lauter. Das Maschinengeräusch des Schiffes kam näher.

Ihr Herz begann zu klopfen. Vielleicht war sie doch noch nicht fürs Jenseits bestimmt. Auf einmal wollte sie unbedingt wieder Licht sehen und kühle Luft auf ihrem Gesicht spüren. Sie wollte leben.

Sie versuchte, ihre gefühllosen Finger zu bewegen, konnte jedoch nicht beurteilen, ob ihr das wirklich gelang. Sie versuchte zu rufen. Doch ihre Kehle war zugeschwollen und

schmerzte, wo der Mann zgedrückt hatte. Ihr entrang sich nur ein dünnes Wimmern.

»Hilfe.«

Zu leise. Ihr Gefängnis wurde vom Fluss fortgetragen, weg von den Stimmen und Maschinengeräuschen. Beides entschwand in der Ferne. Das Fass drehte sich erneut, und das Wasser reichte ihr nun bis an die Wange, schwappte an ihre Nase und in Richtung Mund.

Kapitän Arnold Potter hatte das Fass beobachtet, das da auf der Wasseroberfläche trieb, und sich gefragt, ob es wohl Bier, Mehl, Salz, Fisch oder Fleisch enthielt. Hatte man es über Bord geworfen, als ein Flussdampfer auf eine Sandbank aufgelaufen war und sich von einem Teil seiner Ladung trennen musste? Die Schiffe befuhren den Fluss nur bei ausreichendem Wasserstand; trotzdem konnte man auf Felsen oder Sandbänken aufsitzen. Sogar den besten Kapitänen passierte das.

Sein Schiff hieß *Ariadne*. Der Raddampfer war über dreiundzwanzig Meter lang und hatte einen Tiefgang von knapp vierzig Zentimetern. Der Dampf wurde mit Holz erzeugt. Das Schiff war nicht groß, aber leistungsfähig, und zog die mit Holzstämmen beladenen Schleppkähne aus den Wäldern am Murray River in den Binnenhafen von Echuca. Dort legten sie am Sägewerk an, wo die Stämme sofort weiterverarbeitet wurden.

Was Arnold damit verdiente, genügte für ein gutes Leben. Die Schattenseite war die lange Abwesenheit von zu Hause. Er freute sich schon darauf, endlich wieder bei seiner Frau zu sein.

Wieder beobachtete er das Fass.

Es rollte herum und drehte sich in der Strömung. Als es zur Ruhe kam, lag es tiefer im Wasser. Vielleicht hatte es ein Leck? Während er die Männer und die Ochsengespanne beaufsichtigte, die Stämme auf die Schleppkähne verluden, sah er weiter nach dem Fass. Irgendetwas störte ihn, aber er kam nicht darauf, was es war.

Das Holz auf den Schleppkähnen stammte von Mr Charles Webster. Es handelte sich dabei hauptsächlich um Zypressenstämme, die gut auf die normalen Lastkähne passeten. Roten Eukalyptus mussten sie auf Auslegerkähnen schleppen, weil das Holz viel schwerer war als Zypresse und nicht schwamm.

Mr Webster war einer der Großgrundbesitzer am Murray River. Den Großteil seiner Einkünfte bezog er aus Schafzucht und Wolle. Doch wenn die Schur vorbei war, versorgte er als Zubrot Arnold mit Baumstämmen. Seit vor sechzehn Jahren der Goldrausch begonnen hatte, waren weite Teile des Landes komplett abgeholzt worden. Trotzdem bestand weiterhin eine riesige Nachfrage nach Baumaterial. Diese Nachfrage garantierte Arnold ein gutes und regelmäßiges Auskommen.

Arnold wischte sich mit dem Ärmel den Staub vom Gesicht. Er blinzelte zu den silberblättrigen Eukalyptusbäumen am Ufer hinüber. Bunte Rosellasittiche schossen zwischen cremefarbenen Blüten hin und her. Ihr Gekreisch war nicht gerade melodisch, doch Arnold musste über ihre komischen Turnübungen im Astwerk lächeln. Sie brauchten keine Hände, ihre Schnäbel und Krallen hielten sie ...

»Ach, du lieber Gott!«

Arnold führte den Namen des Herrn normalerweise nicht lässlich im Munde. Doch in diesem Augenblick war ihm klar geworden, was ihn an dem Fass störte. Er wies einen seiner Männer an, den Bootshaken zu bringen, und rannte über das Deck zum Heck.

Das Fass trieb mit der Strömung schnell ab. Am Oberlauf des Flusses hatte es stark geregnet, und die Wassermassen drängten zum Meer. Arnold hielt es für möglich, das Fass dichter ans Schiff zu bringen. Doch wenn er es jetzt nicht schaffte, wäre die Chance wahrscheinlich dahin. Sogar ohne Schleppkähne wäre die *Ariadne* zu langsam.

»Kapitän?«

Bluey, sein Maat, reichte ihm den Bootshaken, gerade noch rechtzeitig. Arnold holte aus.

Beim ersten Versuch kratzte der Haken nur am Fass und rutschte ab. Beim zweiten Versuch erwischte er den Deckel und hakte sich kurz fest, doch das Fass tanzte erneut davon. Arnold sah, dass es wirklich tief im Wasser lag. Er hatte nur noch einen Versuch.

Beim dritten Mal hatte er Glück. Der Haken biss sich fest und blieb, wo er war. Arnold zog das Fass langsam Richtung Bordkante und versuchte es dabei über Wasser zu halten.

»Was ist denn mit dem alten Fass?«, fragte Bluey. »Meinen Sie, da ist Rum drin, Kapitän?« Er kicherte über seinen eigenen Witz.

Arnold fand das nicht lustig. »Schau hin, du Dummkopf«, knurrte er. »Was siehst du da im Spalt, wo der Deckel aufsitzt?«

Bluey blinzelte. Die schmutzigen, verschwitzten roten Haare standen ihm vom Kopf ab. »Sieht aus wie ein Stück Stoff. Weiß. Schaut komisch aus. Ach herrje ...«

Genau, dachte Arnold grimmig. Er zog das Fass längsseits, und die zwei Männer beeilten sich, es an Bord zu hieven.

Die Finger eines Kindes steckten in dem Spalt zwischen dem Deckel und dem Rand des Fasses fest. Sie schienen völlig reglos. Arnold schickte ein stummes Gebet zum Himmel, als er das eiskalte und runzlige Fleisch berührte.

Er war enttäuscht. Tot, das arme kleine Ding. Er war zu spät gekommen. Er drehte sich um, wollte einen Moment allein sein. Da bemerkte er, dass sich eine kleine Menschenmenge versammelt hatte. Die Männer hatten aufgehört zu arbeiten und sahen ihm zu.

»Kapitän!«

Blueys Stimme klang aufgeregt. Arnold ging zurück, stieg über das Fass und sah, was Bluey gesehen hatte. Die Finger bewegten sich. Kaum merklich, aber immerhin.

Sie fühlte sich zerschlagen und war voll blauer Flecken vom Herumschleudern in ihrem Gefängnis. Für einen Augenblick hatte ihr ein Schlag mit dem Kopf gegen die Fassdauen Besinnung geraubt. Ihr Gesicht war ins Wasser getaucht und wieder herausgedreht worden. Mit tränenden Augen hatte sie gehustet und nach Luft geschnappt.

Gleich darauf krachte etwas gegen die Bretter, sodass das Fass bebte. Es krachte noch ein zweites Mal. Dann hörte sie ein knirschendes Geräusch, als ob jemand versuchte, ihr Gefängnis aufzubrechen. Plötzlich fiel Licht durch ein Loch und ein Gesicht erschien, das auf sie herabsah.

Graue Augen, knittrige Haut, Lachfalten in den Augen-

winkeln. »Herr im Himmel«, stieß der Mann hervor. »Ein Mädchen. Ein kleines Mädchen. Wie alt sie wohl ist, Bluey?«

Blueys Gesicht erschien. Rote Haare, die zu Berge standen. Große blaue Augen, wie ihre eigenen. »Ich würde sagen, so sieben oder acht, Kapitän.«

»Schürze, Kleid, Strümpfe, keine Schuhe«, zählte Graauge auf, als ob die Einzelheiten zählten.

Ihre Schuhe waren zurückgeblieben, als man sie in das Fass gesteckt hatte. Sie hätte ihnen beschreiben können, dass es sich dabei um ein Paar Knöpfungstiefeletten mit einem Flick an der linken Ferse handelte. Sie hatte vergessen, sie anzuziehen. Sie wollte die Hühner für die Nacht in den Stall sperren. Sie hatte den Irrsinn in den Augen ihres Jägers gesehen und war dann nur noch um ihr Leben gerannt.

»Holen wir sie heraus«, sagte Graauge, griff nach ihrer Schürze, zog sie hoch und heraus aus den zertrümmerten Resten ihres Gefängnisses.

Wie ein Fohlen stand sie auf wackligen Beinen, doch der Mann namens Bluey hielt sie vorsichtig fest und setzte sie auf einen freien Platz auf dem Bootsdeck, mitten zwischen die Baumstämme. Um sie herum standen einige Männer mit schmutzverschmierten, verschwitzten Gesichtern, die sie erstaunt betrachteten.

Graauge trug eine zweireihige Jacke und eine weiche, flache Schirmmütze. Sie wusste, dass er der Kapitän eines Raddampfers sein musste. Solche Männer hatte sie früher schon gesehen. Er sah gut aus, obwohl er müde zu sein schien und nicht rasiert war. »Warum weint sie denn nicht?« Er sah zwischen ihr und Bluey hin und her.

Bluey zuckte mit den Schultern. »Schätze mal, das ist der

Schock, Kapitän.« Er beugte sie zu ihr herunter. Sein Gesicht sah freundlich aus. Ihr war klar, dass er Kinder haben musste. »Wie heißt du denn, Kleine? Wo kommst du her?«

Sie wollte ihm so gern antworten, ihm sagen, wie sie hieß, woher sie kam und warum der Mann im dunklen Mantel sie in das Fass gesteckt hatte. Aber sie konnte nicht. Die ganzen Erinnerungen wirbelten in ihrem schmerzenden Kopf durcheinander. Sie konnte einfach keine Ordnung hineinbringen.

Arnold Potter fasste für sich zusammen, was er über die Situation mit Sicherheit sagen konnte. Das Mädchen starrte ihn nur an. Bluey meinte, sie wäre sieben oder acht Jahre alt. Das dunkle Haar der Kleinen war nass und klebte ihr am Kopf. Ihre Strümpfe waren schmutzig. Er fand es seltsam, dass sie keine Schuhe anhatte. Warum, wusste er nicht, aber es war so.

Was ihn ebenfalls beschäftigte, waren die Blutflecken auf ihrem Rock und der Schürze. Sobald er sich davon überzeugt hatte, dass sie keine schlimmen äußeren Verletzungen davongetragen hatte, hielt er sich damit jedoch nicht weiter auf. Kinder gehörten nicht zu seinem normalen Umgang. Das Mädchen musste so schnell wie möglich in die Obhut einer Frau kommen.

»Weiß jemand, ob irgendwo am Fluss ein Kind vermisst wird?«, rief er laut, um die aufregten Stimmen der Umstehenden zu übertönen.

Das kleine Mädchen blickte mit großen Augen um sich. Große blaue Augen. Ängstlich und ausdruckslos. Als ob sie

den Albtraum ausblenden wollte, den sie gerade erlebte. Er konnte sie nicht dafür tadeln, dass sie die Erinnerung scheute. Trotzdem hätte er gern gewusst, wer sie war. Allein schon, um die Verantwortung abgeben und wieder an die Arbeit gehen zu können.

»Keiner hat was von einem verschwundenen Kind erzählt«, versicherte ihm einer von Websters Männern. »Wir hätten bestimmt davon erfahren. Letzten Monat ist ein Junge im Busch verschwunden, aber er wurde gefunden.«

Auch sonst hatte niemand etwas von einem vermissten Mädchen gehört.

»Vielleicht können die Websters sie nehmen, bis ihre Eltern auftauchen? Oder möchte sich sonst jemand um sie kümmern?« Bluey sprach leise, damit das Kind ihn nicht verstand.

Arnold überlegte.

»Soll ich mich um sie kümmern, Kapitän?«

»Nein, ich mach das schon. Bleib du hier und mach mit der Arbeit weiter. Bis heute Abend müssen die restlichen Stämme verladen sein. Wir legen morgen in aller Frühe ab.«

Das Mädchen stand auf und nahm seine Hand. Arnold merkte, dass sie alles verstanden hatte, was gesprochen wurde. Sie war vielleicht stumm, aber nicht dumm.

»Kannst du laufen, mein Kind? Oder soll der Kapitän dich tragen?«, fragte Bluey.

Die Kleine sah ihn von der Seite an und schüttelte den Kopf.

Am Ende musste Arnold sie dann doch teilweise tragen, über Holzstapel oder andere Hindernisse am Flussufer heben. Sie gingen zum Haus der Websters, vorbei an den

Ochsengespannen, die die Stämme zogen. Die Treiber hielten ihre Zungen im Zaum, als sie das kleine Mädchen sahen.

Das Gehöft lag auf einem Hügel und war von Schaffpferchen umgeben. Das Land dafür war dem Busch abgerungen worden. Aus den Schornsteinen stieg Rauch auf. Spitzengardinen schmückten die Fenster des Haupthauses und ließ in dieser Männerwelt die Hand einer Frau spüren.

Arnold stieg hinauf zur Veranda. »Kennst du dieses Haus?«, fragte er und sah auf das Kind hinunter.

Das jedoch starrte ihn nur stumm an.

Die Neuigkeit, dass man ein Kind aus dem Fluss gezogen hatte, war ihnen bereits vorausgeilte. Die Webster-Kinder standen alle an der Tür, dahinter ihre Mutter. Mrs Webster war eine hübsche Frau, aber das harte Landleben und die vielen Geburten hatten sie ausgezehrt und erschöpft.

»Das arme kleine Ding.« Sie seufzte und betrachtete das Mädchen. »Weiß man, wo sie herkommt?«

»Bis jetzt nicht, Mrs Webster. Ich habe gehofft, dass Sie vielleicht ...«

»Du lieber Himmel, nein. Ich habe nicht den blassesten Schimmer. Ich fürchte ...«, sie senkte ihre Stimme. »Ich fürchte, dass jemand, der einem Kind so etwas antut, auch dafür sorgt, dass sein Verschwinden nicht auffällt.« Sie seufzte erneut. »Bringen Sie sie rein, Kapitän Potter. Aber treten Sie sich die Stiefel ab.«

Arnold tat wie geheißen. Es belustigte ihn, dass die Farmersfrau dafür sorgte, dass er sich selbst wieder wie ein Kind fühlte. Er versuchte, seine Hand von seinem Findelkind zu lösen, doch das Mädchen ließ ihn nicht los. Da er sie nicht

abschütteln wollte, blieb ihm nichts anderes übrig, als weiter ihre Hand zu halten.

Die Webster-Kinder standen um sie herum und starrten das Mädchen mit großen Augen an. Sie kicherten und tipperten sie an, als sei sie ein fremdes Wesen aus einem fernen Land. Dieses Verhalten fand Arnold absonderlich. Aber er hatte selbst keine Kinder, was seine Frau Molly sehr bedauerte, also besaß er auch keine Erfahrung in diesen Dingen. Trotzdem hätte er die Kinder zur Ordnung gerufen, wären es seine eigenen gewesen.

»Joan soll ein paar alte Kleidungsstücke heraussuchen, die ihr passen«, sagte Mrs Webster. »Was sie anhat, muss sie ausziehen. Und sie muss baden«, fügte sie hinzu und rümpfte die Nase.

Joan war ein vollbusiges Mädchen mit erfahrenen Augen und schenkte Arnold ein strahlendes Lächeln, bevor sie versuchte, ihm das Kind abzunehmen. Aber das Mädchen dachte nicht daran, ihn loszulassen. Es klammerte sich so verzweifelt an seine Hand, dass Arnold sich fragen musste, was der Kleinen wohl widerfahren war.

»Komm jetzt«, knurrte Joan, als sie das Kind endlich von ihm gelöst hatte. Das Mädchen blickte sich hilfesuchend nach ihm um, während es davongezerrt wurde.

»Ich warte auf dich«, rief er ihr zu. Sofort fragte er sich, warum er das gesagt hatte. Eigentlich wollte er nicht warten, sondern so schnell wie möglich zu seinem Schiff zurück.

Mrs Webster sah ihn neugierig an. »Sie ist bei uns in Sicherheit«, bestätigte sie ihm. »Joan wird sich um sie kümmern, und ich werde nach ihr sehen. Wenn wir etwas von

einem verschwundenen Mädchen hören, werden wir dem sofort nachgehen.«

»Davon bin ich überzeugt, Madam. Es ist nur so, dass ...«

Mrs Webster blinzelte ihn verdutzt an. Sie verstand sein Zögern nicht und wurde ungeduldig. Auch ohne die Sorge um ein zugelaufenes Kind hatte sie genug zu tun.

»Danke, Madam.«

Seine Kapitulation wurde mit einem erleichterten Lächeln entgegengenommen. »Sie ist bei uns in Sicherheit«, wiederholte sie und geleitete ihn zur Tür.

Arnold eilte zur *Ariadne* zurück. Er hatte Arbeit zu erledigen. Es war besser, das Mädchen schnell zu vergessen. Doch die Erinnerung an die kleine Hand in seiner blieb haften. Er konnte sie immer noch spüren.

Das Mädchen mochte nicht, dass die anderen Kinder es anstarrten. Sie wünschte sich zurück zu Kapitän Potter und wollte diesem Wunsch auch Ausdruck verleihen. Joan war jedoch nur daran interessiert, sie so schnell wie möglich aus ihren schmutzigen Kleidern zu schälen. Als sie sie bis auf die Strümpfe ausgezogen hatte, bemerkte sie, dass die Webster-Kinder verstummt waren. Überrascht blickte Joan auf und schnappte hörbar nach Luft.

Der Blick des Mädchens folgte Joans, und ihre Augen weiteten sich erschreckt. Die weiße Haut ihres Körpers war über und über mit blauen Flecken und Kratzern bedeckt. Am schlimmsten waren die Abdrücke an ihrer Kehle, die der Kragen ihres Kleides bisher verborgen hatte. Der Mann hatte

ernsthaft versucht, sie zu erwürgen. Es war ein Wunder, dass sie noch lebte.

Joan war über die grausamen Misshandlungen so schockiert, dass sie die Hand vor den Mund schlug. Schnell scheuchte sie die anderen Kinder aus dem Zimmer und rief nach Mrs Webster. Die beiden Frauen starrten das Kind an und unterhielten sich mit leiser Stimme. Das Mädchen verstand nur Bruchstücke. »Verletzungen ... muss doch einer ... sollten wir nicht doch ... Nein, lieber nicht ...« Joan holte Wasser und wusch sie mit einem Schwamm ab, fuhr sanft über die weiche Haut. Dann zog sie ihr Kleider an, die einigermäßen passten.

Die anderen Kinder hielten Abstand, als wären die Verletzungen eine ansteckende Krankheit. Joan war zwar freundlich, hatte aber auch einen misstrauischen Augenausdruck. Und Mrs Webster übersah sie einfach. Sie waren zu höflich, es auszusprechen, aber eins war klar: Sie wollten sie nicht hier haben. Das Mädchen erkannte das an ihren Farben, der flackernden Aura, die sie umgab.

Lustlos aß sie das Abendessen, das ihr auf einem Tablett gebracht wurde. Dann gab sie vor, zusammen mit den Webster-Kindern einzuschlafen. Doch sie hatte sich entschieden, nicht zu bleiben.

Das Mädchen lag wach und wartete, bis es ganz still im Haus war. Dann stand es auf, zog die neuen Kleider an und schlüpfte ins Freie. Eine schmale Mondsichel spendete genug Licht, dass es den Weg erkennen konnte.

Bald eilte es durch den Busch Richtung Fluss.

»Das sollten Sie sich ansehen, Kapitän.«

Bluey hatte sie zusammengekauert neben dem Dampfessel gefunden, halb hinter der Werkzeugkiste versteckt.

Kapitän Potter kam näher.

»Bring sie zurück zu Websters«, befahl er.

Bevor Bluey sie packen konnten, sprang sie auf und begann leise zu betteln. »Bitte, nimm mich mit, bitte, bitte.«

Schockiert von ihrer Stimme, blieben die beiden Männer erstaunt stehen. Schon hatte das Mädchen Arnolds Hand gepackt und klammerte sich daran. Mit ihren großen blauen Augen blickte sie ihn an.

»Ich will dort nicht bleiben. Es gefällt mir nicht. Bitte.«

»Sie wollen sich doch wohl nicht den ganzen Weg bis nach Echuca um ein kleines Mädchen kümmern?«, murmelte Bluey in Richtung seines Kapitäns.

Arnold seufzte. »Sie will nicht dableiben.«

»Kinder sollten tun, was man ihnen aufträgt.«

Arnold erinnerte sich daran, wie die Webster-Kinder sie umkreist und angestarrt hatten, als sei sie ein wildes Tier. Vielleicht machte sie nur, was ihr Überlebenstrieb ihr riet? Sie war bis hierher gekommen. Also wusste sie vielleicht auch, warum sie etwas nicht wollte.

»Schick einen von den Männern zur Farm. Er soll Mrs Webster sagen, dass wir das Mädchen mit nach Echuca nehmen.«

Bluey zuckte mit den Schultern. »Jawohl, Sir.« Sein Gesicht war ausdruckslos. Arnold spürte jedoch, dass sein Maat mit der Vorgehensweise nicht ganz einverstanden war.

»Molly wird sich um sie kümmern.«

Bluey wandte den Blick ab. Arnold wusste, was er dachte.

Wie würde sich seine Frau fühlen, wenn er mit einem Findelkind nach Hause kam? Doch darüber machte sich Arnold keine Sorgen. Ihre Herzengüte war einer der Gründe, warum er sie so liebte.

Arnold hatte sich entschieden. Das Mädchen war verletzt, in ein Fass gesteckt und in den Fluss geworfen worden. Die Kleine wäre mit Sicherheit ertrunken, hätte er nicht ihre Finger in dem Loch am Rand entdeckt. Nein, es war das Beste, sie zu Molly zu bringen.

Dort wäre sie wirklich sicher.

3

Annie

Ich war spät dran. Courtney wollte heute partout nicht in den Kindergarten. Am Ende habe ich dann doch gewonnen. Schließlich bin ich die Mutter, und Courtney ist erst vier. Doch das hatte mich ein Versprechen gekostet, von dem ich nicht sicher war, ob ich es halten könnte. Ein Besuch im Aquarium bei den Pinguinen und ein Besuch bei den Gorillas im Zoo. Meine Tochter wusste stets, wann ich erpressbar war. Manchmal fühlte ich mich wie Wachs in ihren kleinen Händen.

Doch es hätte schlimmer kommen können. Einmal wollte sie eine Kardashian-Handtasche haben – ich musste erst den Namen googeln, um zu wissen, was das überhaupt sein sollte. Gott sei Dank hatte ich Nein gesagt! Wo hatte meine Tochter das bloß her? Vielleicht von den Freundinnen ihres Vaters, dachte ich düster. Nein, bei näherer Betrachtung war ich mit den Pinguinen ganz gut weggekommen.

Ich kam zu spät an meinen Arbeitsplatz bei Reuben & Reuben und fühlte mich ziemlich unsortiert. Hatte ich mich gekämmt? Zumindest war ich komplett angezogen, samt Schuhen ... Als Courtney noch ein Baby gewesen war, hatte es andere Tage gegeben ... Nun gut, heute trug ich Jeans, eine bunte Bluse, einen schwarzen Blazer und meine roten Stiefel, die Courtney so gern mochte.

Am Empfang versuchte mich Greta aufzuhalten, bevor ich die Treppe hinaufeilte.

Ich winkte nur und lief weiter.

»Bin spät dran.«

»Na und? Bist schließlich die Tochter vom Chef.«

Genau deswegen konnte ich es mir ja nicht erlauben, zu spät zu kommen. Ich wollte keine Extrawürste.

»Oben wartet eine Überraschung auf dich«, rief Greta mir nach.

Überraschung? Was für eine Überraschung?

Ich öffnete die Tür zu meinem Studio und blieb auf der Stelle stehen. Alle meine Sorgen waren auf der Stelle wie weggeblasen. Da war es endlich! Ich begrüßte es lächelnd, wie einen alten Freund.

Ich hatte das Gemälde nicht vergessen, war aber mit anderen Projekten beschäftigt gewesen. Reuben & Reuben war zwar eine kleine Firma, gehörte aber zu den besten australischen Spezialisten für Konservierung, Restaurierung und Renovierung von denkmalgeschützten Gebäuden. Und natürlich der Gegenstände, die sich in diesen Gebäuden befanden. Wir hatten immer genug zu tun. Handwerker für das Marmorieren, Maserieren oder Vergolden, um nur ein paar Beispiele zu nennen, gab es nicht an jeder Straßenecke. Mein Lebenslauf las sich ziemlich beeindruckend, angefangen von meinem Studium in Europa bis hin zu den verschiedenen Projekten, an denen ich dort mitgearbeitet hatte. Als Courtney unterwegs war, befand ich mich noch auf Reisen. Heute zog ich den Aufenthalt in meiner Heimatstadt vor.

Das Bild lehnte an der gegenüberliegenden Wand. Die Leinwand war in einer der Werkstätten der Historischen Gesellschaft unterfüttert worden. So etwas konnte ich in meinem kleinen Studio nicht machen. Zumindest warf es nun

keine Falten mehr. Schmutzig, schadhaf und meiner ganzen liebevollen Aufmerksamkeit bedürftig war es allerdings immer noch.

Ich machte die Strahler an, legte meine Arbeitstasche auf den Tisch und ging zu dem Gemälde hinüber.

Bei der guten Beleuchtung konnte ich viel besser erkennen, welche Arbeiten nötig werden würden. Bröckelnde Farbe, abgeblätterte Stellen, Wasserflecken, verblasste Firnis. Außerdem entdeckte ich Schimmel. Das würde ein hartes Stück Arbeit werden, so viel war mir klar. Doch ich fühlte mich lebendig. Ich liebte die Herausforderung. Vielleicht würde ich es am Ende nicht schaffen, den alten Glanz komplett wiederherzustellen, aber ich würde es zumindest versuchen.

Als Teil meiner Aufgabe betrachtete ich zudem, Nachforschungen über das gute Stück anzustellen. Wer hatte es gemalt? In wessen Auftrag? Wer waren die beiden Mädchen? Sie waren offensichtlich wichtig, und ich wollte unbedingt wissen, um wen es sich dabei handelte.

Einen Ausgangspunkt hatte ich ja. *The Goldminer Hotel* war 1879 eröffnet worden und über zehn Jahre lang unheimlich beliebt gewesen. Die 1880er gehörten zu Melbournes Glanzzeiten. Das Gold strömte nur so herein. Damals waren die meisten der wunderschönen alten Gebäude der Stadt entstanden.

Dann kam in den 1890ern die Krise. Das Hotel verlor nach und nach seine Kundschaft, bis es in den 1930ern als Obdachlosenunterkunft genutzt wurde. Seit 1980 hatte man wiederholt über eine Restaurierung nachgedacht, doch stets waren die Kosten zu hoch gewesen. Man hatte das Projekt

jedes Mal zu den Akten gelegt. Was für ein Glück, dachte ich. Ein Wunder, dass es nicht der Abrissbirne zum Opfer gefallen ist, im Gegensatz zu vielen anderen alten Gebäuden in Melbourne. Das *trompe l'œil* wäre auf ewig verloren gewesen. Stattdessen hatte es vernachlässigt und heruntergekommen auf seine Wiederentdeckung gewartet. Die Gefahr der völligen Zerstörung bestand immer noch, aber jetzt gab es zumindest neue Hoffnung.

Ich war glücklich, Teil der Rettungsaktion für dieses Stück aus dem großartigen alten Hotel zu sein, das vielleicht sein Herz und seine Seele repräsentierte.

Herz und Seele blickten mir jedenfalls entgegen, mit großen Augen, ausdrucksvollen Gesichtern, voller Leben. Das Mädchen hatte blaue Augen, die Frau grüne. Sie sahen nicht besonders aufwendig gekleidet aus, waren ganz normale Leute. Doch wenn die Szenen im Hintergrund etwas mit ihrem Leben zu tun hatten, war das alles andere als normal gewesen.

Ich nahm Block und Stift zur Hand und machte eine Liste der Aufgaben, die eine Restaurierung des Bildes mit sich bringen würde. Sie wurde ziemlich lang, aber das schreckte mich nicht. Das war meine Arbeit – und ich liebte meine Arbeit. Restaurateurin zu sein war kein Beruf für mich, sondern meine Berufung. Ich konnte mir nicht vorstellen, eines Morgens aufzuwachen und keine Lust auf die Arbeit zu haben. Sie lag mir im Blut.

»Annie?«, Es war mein Vater, der in der Tür stand. Meine Aufregung legte sich schnell, als ich sein blasses Gesicht und die Ringe unter seinen Augen sah. Wie immer arbeitete mein Vater zu viel. Wie oft hatte ich ihm schon geraten, langsamer

zu machen? Und wie oft hatte er mich ignoriert? »Ich bin stark wie ein Ochse«, behauptete er stets.

Ich wollte ihm gern glauben, aber das wurde mit der Zeit schwierig. Jeden Tag sah er ein bisschen dünner und gebrechlicher aus. Ich wollte mit ihm darüber reden, doch er wiegelte ab. Ich sollte aufhören, ihm auf die Nerven zu gehen. Ein Reuben hörte nie auf die Ratschläge anderer. Da war er stur, vielleicht sogar verbohr.

»Das ist aus dem *Goldminer*?«, fragte er. Er kam herein und betrachtete das Gemälde. Sein normalerweise fester Tritt war irgendwie zögerlich. »Sie haben die Leinwand unterfüttert?«

»Ja. Die Historische Gesellschaft hielt das für das Beste. Es ist schon einmal aufgearbeitet worden, und sie mussten ein paar Risse reparieren. Der Kleber vom Unterfüttern hat auch das Abbröckeln der Farbe etwas aufgehalten.«

»Es ist ziemlich schwer beschädigt, Annie.« Nach all diesen Jahren in Australien hörte man immer noch den leichten deutschen Akzent.

»Ich kann es wieder hinbekommen«, versicherte ich ihm. Er musste lächeln. Mein Vertrauen in meine Fähigkeiten hatte er stets bewundert. Nur mein chaotisches Privatleben war ihm ein Graus. Seine Enkelin allerdings liebte er sehr.

Als ich Ben traf, war mir völlig egal gewesen, wie unterschiedlich unsere beruflichen Vorstellungen und Wünsche für die Zukunft aussahen. Hätte ich Zweifel gehabt, wären sie im Glauben an das feste Fundament unserer Liebe beiseitegeschoben worden. Erst im Rückblick war mir klar geworden, dass unsere Beziehung von Anfang an zum Scheitern verurteilt gewesen war. Ein Manager aus der Werbebranche

mit einem Rieseneinkommen und einem aufregenden Lebensstil plus eine unscheinbare Konservatorin mit einem kleinen Gehalt und dem Bedürfnis nach Geduld, Ruhe und Frieden – wie sollte das zusammenpassen?

Als Ben mich wegen seiner Assistentin verließ, wusste ich nicht, dass ich schwanger war. Es hätte sowieso nichts an unserer Trennung geändert. Ich wünschte mir, es wäre alles weniger stereotyp abgelaufen, aber Ben stand nun mal auf Blondinen. Das war wohl heute noch so, wenn man seine letzte Eroberung, die Frau mit der Kardashian-Handtasche, in Betracht zog.

»Ich muss mehr über das Hotel in Erfahrung bringen«, sagte ich. Mein Vater studierte weiter das Gemälde. »Ich wüsste nur zu gern, wer die beiden da sind. Oder, besser gesagt, waren. Sie müssen dem Eigentümer oder dem Künstler etwas bedeutet haben, oder? Sonst hätte man sie nicht so herausgestellt.«

Reuben wiegte seinen Kopf. Ihm ging es mehr um das Kunstwerk als um die Menschen, die es erschaffen hatten. Er arbeitete im Moment an der Marmorierung der Kaminaufsätze in einer alten Villa im Süden von Melbourne. Sie sollten hinterher genauso aussehen wie vor hundertfünfzig Jahren. Eine wichtige Aufgabe für einen Künstler wie ihn. Mir war klar, dass er die Arbeit auch umsonst gemacht hätte, wenn kein Geld da gewesen wäre, um ihn zu bezahlen.

Ich hoffte, nicht ganz so besessen zu sein. Wir alle brauchen etwas zu essen und ein Dach über dem Kopf.

»Ich habe mit dem Notar über mein Testament gesprochen«, wechselte er auf einmal das Thema.

Zuerst verstand ich ihn überhaupt nicht. Als mir dann

klar wurde, was er gesagt hatte, blieb mir fast das Herz stehen.

»Ich denke, es ist an der Zeit, dass du die Geschäftsführung von Reuben & Reuben übernimmst«, fuhr er fort.

Lange hatte ich darum gekämpft, ihm einen Teil der Last abnehmen zu dürfen, die mit der Leitung einer Firma einhergeht. Doch er hatte dauernd eine Ausrede gefunden. Deswegen kam sein Vorstoß überraschend. Mir wurde angst und bange. Er sprach weiter, während er das Bild ansah. »Ich habe mein Testament gemacht. Es geht alles an dich, Annie.«

»Papa, bitte. Ich ... Bist du krank? Ich glaube, du musst zum Arzt.«

Er tätschelte meinen Arm. »Reg dich nicht auf. Ich bin nicht krank, nur umsichtig. Wenn ich sterbe, soll alles so geregelt sein, wie ich es mir wünsche. Das heißt nicht, dass das heute oder morgen passiert. Ich muss zumindest die Marmorierung der Kaminaufsätze vorher zu Ende bringen.«

Tränen stiegen mir in die Augen. Ich blinzelte sie zurück. Er hasste das. Gefühle waren nicht seine Welt. »Danke, Papa. Aber warum denn gerade jetzt?«

Er zuckte mit den Schultern. »Courtney war ein Baby. Du warst mit deinem eigenen Leben beschäftigt. Heute hast du mehr Zeit, und ich kann in die zweite Reihe treten.«

Ich wusste nicht, was ich sagen sollte, also hielt ich den Mund. Nach einem Augenblick des Schweigens deutete ich auf etwas, das ich gerade auf dem Gemälde entdeckt hatte. »Das sieht wie ein Segelschiff aus.«

»Segelschiff? Ein Raddampfer.«

»Nein, nicht der Dampfer. Da, siehst du die Segel? Und da gehen Passagiere von Bord. Einwanderer, Papa. Das ist eine

Lebensgeschichte. Beziehungsweise die Geschichte zweier Leben.«

Er lächelte mich an. Ich hatte meine warmen braunen Augen von ihm geerbt. »Ich gehe jetzt. Fang an mit deiner Arbeit«, sagte er. »Halt mich auf dem Laufenden, wie es vorangeht, Annie.«

»Papa? Ich hoffe, du bist noch lange da, um mir zu helfen. Ich weiß nicht, ob ich allein mit Reuben & Reuben fertig werde. Irgendwie fühle ich mich noch nicht bereit dazu.« Ich hatte mir die Geschäftsleitung mit ihm teilen wollen. Alleinige Geschäftsführerin zu sein stand nicht auf meinem Plan.

Er grunzte abwehrend und wedelte mit der Hand in meine Richtung. »Du wirst dich nie bereit fühlen, aber du bist es. Du wirst das gut machen, und Courtney wird in deine Fußstapfen treten. Ich bin fünfundsechzig, Annie. Ihr seid meine Erben. Die Firma wird weiterbestehen, unabhängig davon, ob es mich gibt oder nicht.«

Ich ließ ihn gehen und starrte wieder auf das Bild. Der Gedanke daran, allein die Verantwortung für Reuben & Reuben zu tragen, war im Augenblick zu viel für mich. Warum hatte Reuben ein Testament gemacht? Was verschwieg er mir?

Mein Vater war nie sehr mitteilksam gewesen und hatte selten jemanden um Rat gefragt. Was in seinem Kopf vorging, blieb mir stets ein Rätsel. So war er eben. Obwohl wir uns durch unsere Freude an der gemeinsamen Arbeit und die gemeinsame Firma sehr nahestanden, fehlte diese Nähe im Zwischenmenschlichen. Schuldbewusst machte ich mir klar, dass ich mich mehr um ihn bemühen musste.

Aber nicht jetzt. Das *trompe d'œil* rief nach mir. Manchmal war das Leben einfacher, wenn man sich in die Arbeit stürzte.